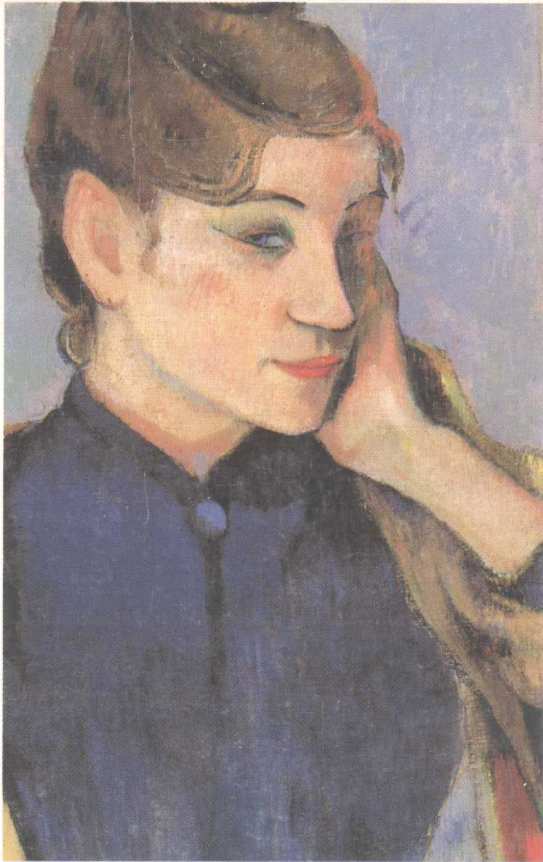


**Brian Moore**



**Ich bin  
Mary Dunne**

**Roman • Diogenes**

Diogenes Tascher





Brian Moore

*Ich bin  
Mary Dunne*

*Roman*

*Aus dem Englischen von  
Hermann Stiehl*

Diogenes

Titel der 1968 bei The Viking Press, New York,  
erschienenen Originalausgabe:  
›I am Mary Dunne‹  
Copyright © 1968 by Brian Moore  
Alle Rechte an der Übertragung ins Deutsche  
bei Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg  
Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags  
Umschlagillustration:  
Paul Gauguin, ›Bildnis Madeleine Bernard‹  
1888 (Ausschnitt)

*Meiner Frau Jean gewidmet*

Veröffentlicht als Diogenes Taschenbuch, 1991  
Alle deutschen Rechte vorbehalten  
Copyright © 1991  
Diogenes Verlag AG Zürich  
80/91/43/1  
ISBN 3 257 22431 1

*O Körper, schwingend zur Musik, o heller Augen Glanz,  
O wie noch unterscheiden wir den Tänzer von dem Tanz?*

W. B. Yeats



*Cogito ergo sum*. Ich schließe die Augen und versetze mich in die Zeit vor siebzehn Jahren. Schwester Marie-Thérèse malt den Satz an die Tafel. Ihr Arm ist bis zum Ellenbogen entblößt: Den Ärmel ihrer Tracht hat sie wegen des Kreidestaubes hochgekremgelt. »Ich denke, also bin ich«, sagt sie. Das Lateinische ist ein beliebiger Text, der übersetzt werden soll, aber die englischen Worte machen mich stutzig, meine Hand schnellt in die Höhe (was sonst nicht meine Art ist), und als Schwester Marie-Thérèse zu mir hersieht, frage ich, ob es nicht richtiger sei, »*Memento ergo sum*« zu sagen.

»*Memento?*« fragt sie mit ihrem etwas frostigen Lächeln.

»Ja, Schwester. Ich erinnere mich, also bin ich.«

Sie schickt forschend ihr Lächeln aus, aber in der Klasse hat kein anderes Mädchen dazu etwas zu sagen. Das Lächeln bedeutete etwa: »Ein dummes Mädchen hat Descartes mißverstanden« oder »Sieh einer an, da haben wir doch einmal die Aufmerksamkeit der Mary Dunne erweckt«.

»Und warum würdest du es lieber so sagen?« fragt sie.

»Weil –« ich bin fünfzehn – »weil wir das sind, woran wir uns erinnern.«

»Interessant«, sagt Schwester Marie-Thérèse, aber hat sie das wirklich gedacht? Hat sie sich eine Stunde später noch an unser Gespräch erinnert? Ich habe mich siebzehn Jahre lang daran erinnert und es nicht vergessen. Wenn wir



sind, woran wir uns erinnern, ist dann das Mädchen, das ich war, gestorben, weil ich es vergessen habe? So wie ich jetzt vielleicht zu sterben beginne, weil irgendein zukünftiges Ich mich nicht im Gedächtnis behalten wird?

Warum ist mir das gerade jetzt eingefallen? Es ging doch ganz gut, bis ich plötzlich an den Tod denken mußte, und jetzt hämmert mein Herz wieder laut, halt, halt, ich muß mich daran erinnern, wie tröstlich es war, die Augen zu schließen und in die Vergangenheit zurückzuwandern, wo sie schon auf mich warteten, Schwester Marie-Thérèse und die Klasse. Wenn ich mich so weit und so deutlich zurückerinnern kann, dann sei still, Herz, beruhige dich, du hast nichts zu befürchten.

Ich rede meinem Herzen zu, wie ich einem einfältigen Menschen zureden würde. Ich sage ihm, daß es ein völlig normales Herz ist: Der Grund seiner Aufregung ist Besorgnis. Ich sage ihm, kein Wunder, daß es sich so aufregt nach einem Tag wie diesem und vor allem wegen dieser Geschichte mit Hat heute abend. Aber das hat nichts mit mir zu tun, ganz gleich, was die Leute sagen, es hat nichts mit mir zu tun, es ist längst vorbei und erledigt, ich liebe jetzt Terence, ich bin endlich glücklich verheiratet, das einzige, was uns fehlt, sind Kinder, aber das kommt noch, der Doktor sagt, wir sind beide gesund, also wird das auch noch klappen. Ja, wenn ich heute abend schwanger wäre, würde mein Herz nicht so wild klopfen, denn der wirkliche Grund meiner Aufregung ist physischer Natur, ich bekomme jetzt jeden Augenblick meine Tage, deshalb war ich den ganzen Tag durcheinander, deshalb diese Angst, daß ich etwas vergessen könnte. Es begann heute morgen, als die Empfangsdame beim Friseur meinen Namen vergessen hatte, damit fing alles an, und ich wette, daß ich

keineswegs mein Gedächtnis verloren habe, sondern alles, was heute geschehen ist, genau beschreiben könnte, wenn ich mir Mühe gäbe, alles, was ich gedacht, gesagt und getan habe. Aber was würde das schon beweisen? Wenn man sagt, man erinnert sich an alles, was einem im Leben widerfahren ist, dann macht man sich etwas vor. Denn wenn ich jetzt versuchte, einem anderen die Geschichte meines Lebens zu erzählen, käme sie dann nicht genauso bruchstückhaft und vergilbt hervor wie die alten Fotoalben, Notizbücher und Briefe, die jeder in irgendeiner Schublade aufbewahrt? Was weiß ich schon von meinem Leben – wäre es mehr als ein verregener Filmstreifen voller Schnitte, mehr als ein subjektives Porträt meiner Eltern, mehr als eine Aufzählung der Orte, an denen ich mich aufhielt, der Menschen, die ich kennenlernte, und würde das alles eine Vorstellung etwa davon geben, wie ich über Sex oder Kinder denke, was ich von etwas so Trivialem wie der Reinigung des Ofengrills halte oder von etwas so Schrecklichem wie dieser Sache mit Hat?

Nein. Ich darf nicht an Hat denken. Ich sollte mich lieber mit etwas Konstruktivem befassen, mir zum Beispiel überlegen, warum ich heute morgen meinen Namen nicht wußte. Damit sollte ich anfangen, denn der Tag begann in Wirklichkeit um halb zwölf heute morgen im Golden-Door-Frisiersalon, als ich für Waschen und Legen bezahlte. Ich weiß noch, ich warf einen Blick zurück in den Raum, und mir fiel auf, daß man seit dem letzten Mal die Farben der Einrichtung geändert hatte. Ich sah sechs Frauen in scharlachroten Umhängen, die Köpfe unter den frischlackierten rosa Trockenhauben, die mich an Bischofsmützen erinnerten; die Frauen wurden zu Kardinalen, die beim Hochamt in ihren Bänken saßen, und

dabei mußte ich an die verzerrten Kardinalsporträts von Francis Bacon denken; ich fragte mich, ob ich diese Gemälde zum erstenmal im Museum of Modern Art oder später mit Terence zusammen bei der großen Bacon-Ausstellung im Guggenheim-Museum gesehen hatte. Jedenfalls war ich ganz woanders, als die Frau an der Kasse mich nach meinem nächsten Termin fragte. Ich sagte, Donnerstag in einer Woche, wie üblich. Die Frau räusperte sich und sagte dann lächelnd: »Ist das nicht schrecklich? Ich weiß nicht, was heute morgen mit mir los ist – jetzt habe ich Ihren Namen vergessen.«

Ich erinnere mich, daß mich die Wut packte. Ich dachte, Herrgott, Sie haben mich doch oft genug gesehen, ich bin Stammkundin hier, warum müssen Sie ausgerechnet meinen Namen vergessen, wenn Sie die Namen aller anderen Kundinnen behalten? Ich habe oft gehört, wie Sie Damen, die von der Straße hereinkommen, mit Ihrem »Guten Tag, Mrs. Dies« und »Guten Tag, Mrs. Das« empfangen. Ich weiß, das war dumm von mir, aber kurz vor meinen Tagen bin ich nun mal so, und da stand sie vor mir, das Buch aufgeschlagen, Kugelschreiber in der Hand, und wartete darauf, meinen Namen eintragen zu können, meinen Namen – o Gott, ich hatte ihn auch vergessen.

Panik. Ich stehe da und lächle idiotisch diese idiotisch lächelnde Frau an, und in meinem Kopf geht es hin und her, wieheißichbloß, wieheißichbloß, wieheißichbloß? Und als mein Hirn immer leerer wurde, stellte sich plötzlich, um das Vakuum aufzufüllen, ein blödsinniger englischer Music-Hall-Vers ein, den ich vor Jahren einmal gehört hatte und seitdem nicht mehr los wurde, und so begann mitten in meinem verzweifelten Wieheißichbloß dieser verrückte Schlager in meinem Kopf loszutrollern:

Ich bin Big Gerties Tochter,  
Der dicken Gertie Kind, jawoll.  
Big Gerties Tochter,  
Ja, ihre kleine Tochter,  
Bin so, wie ich sein soll.

Und so stand ich, und in meinem leeren Kopf ging es im Kreis herum, Big Gerties Tochter, Big Gerties Tochter, wie wär's, wenn ich sagte, ich sei Big Gerties Tochter, und dieser Gedanke lockerte die Panikstimmung, so daß ich mich auf einmal sagen hörte: »Mrs. Phelan.«

»Natürlich«, erwiderte sie. »Mrs. Phelan.« Und schrieb den Namen in ihr Terminbuch. Als ich die Handtasche öffnete, um das Wechselgeld in meine kleine Geldbörse zu stecken, blickten mich aus der Tasche heraus Kreditkarten an. Die oberste war eine von der Firma Bloomingdale, und sie war ausgestellt auf den Namen *Mrs. Terence Lavery, 201 East 78th Street, NYC.*

Depression. Ich heiße nicht Phelan. Phelan hieß ich, als ich mit Jimmy verheiratet war, und mir wurde bewußt, daß Henry, der mich immer frisiert, die Achseln zucken würde, wenn er nächste Woche im Terminbuch »Phelan« las, und mich einem jüngeren Kollegen abtreten würde, weil er mich für eine unbekannte neue Kundin hielt. Aber während ich noch darüber nachdachte, sagte ich mir, was kann ich machen, ich kann mir irgendeinen Witz über meinen »Verflossenen« einfallen lassen; doch kann ich Frauen nicht ausstehen, die spöttische Bemerkungen dieser Art machen, und so sagte ich nichts, klappte die Handtasche zu und trat aus dem Frisiersalon hinaus auf die Madison Avenue, wo mir ein schrecklicher Wind entgegenwehte. Ich hatte vergessen, eine dieser kleinen Plastik-

hauben mitzunehmen, also waren acht Dollar fünfzig, mit Trinkgeld zehn, beim Teufel, wenn ich nicht sofort ein Taxi fand. Ich versuchte die Frisur mit der Handtasche zu schützen, eilte zur Kreuzung und wartete auf Grün, damit ich die Straße überqueren und mir drüben ein Taxi suchen konnte. Ein Mann näherte sich und blieb neben mir stehen. Ich hatte die Tasche vor dem Kopf, so daß ich ihn nicht richtig sehen konnte, aber ich wußte geradezu instinktiv, daß er der Typ des korrekten Bürgers war, so um die Dreißig oder Vierzig, kein Betrunkener, keiner, vor dem man sich in acht nehmen mußte. Dann wurde es grün. Ich wollte auf den Fahrdamm treten, aber der Mann legte mir die Hand auf den Arm und hielt mich an. Ich drehte mich zu ihm um und sah sein gerötetes Gesicht, die glänzenden Augen, das atemlose, erregte Lächeln.

»Ich möchte dich vögeln, Baby.«

Er lächelte, während er das sagte, er zeigte seine Zungenspitze, und ich wußte, daß er mit Wollust die Empörung auf meinem Gesicht genoß. Er ließ meinen Arm los, überquerte ganz schnell die Straße und verschwand auf der anderen Seite in der Menschenmenge, als hätte es ihn nie gegeben, während ich dastand wie die Katze im Zeichentrickfilm, nachdem ihr die pfiffige Maus eine tickende Bombe überreicht hat. Die Bombe explodiert, und wenn sich der Rauch verzogen hat, starrt die dumme Katze auf die Überreste der Bombe in ihrer Pfote. Pause. Dann zerfällt die Katze (ganz leise) in tausend Stücke.

Nun, im Augenblick vor meinem »Zerfall«, stand ich am Rand des Bürgersteigs und ließ vor meinem geistigen Auge eine Racheszene ablaufen. Wenn ich ihm nun nachlief! Wenn ich ihn packte und ihm eins mit meiner Handtasche über den Kopf hieb! Es würde einen Auflauf geben, ein

Polizist würde erscheinen, ich stünde in der Mitte, und wildfremde Menschen hörten mir zu, während ich dem Polizisten zu erklären versuchte, daß dieser gut gekleidete, so solide aussehende Mann gesagt hatte, er möchte mich vögeln, und während ich das dem Polizisten erzählte, tauschte der Mann mit den Umstehenden beredete Blicke und sagte vielleicht: »Manche haben eine lebhaftere Phantasie, vor allem Frauen.« Der Polizist würde sich das alles überlegen und dann sagen: »Hat dieser Herr Sie unsittlich berührt oder so?« Und an dieser Stelle meines kleinen Rachefilms zerfalle ich wie die Zeichentrickkatze. Gegen männliche Solidarität kommt man nicht an.

Die ganze Zeit starrte ich benommen auf das grüne Licht der Ampel, ich wußte, daß ich hätte hinübergehen sollen. Aber ich ging erst, als die Ampel wieder rot wurde, und rannte mitten in den Verkehrsstrom hinein und winkte einem Taxi, das frei zu sein schien. Der Fahrer sah mich und hielt ein Stück weiter an (womit er wahrscheinlich gegen irgendeine Verkehrsbestimmung verstieß); ich rannte zu dem Wagen und war wie alle New Yorker überzeugt, daß ein anderer mich bei dem Rennen um eine Nasenlänge schlagen würde. Aber ich schaffte es, stieg ein und schloß die Tür, klappte meine Handtasche auf und schaute im Spiegel meine Frisur an, die natürlich nicht mehr so aussah wie noch vor einer Viertelstunde, aber es hätte schlimmer sein können. Ich nannte dem Fahrer meine Adresse, und da erinnerte ich mich eines Artikels, den ich einmal gelesen hatte, eines Artikels über den Kommandanten des KZs Auschwitz, Höß; in dem Artikel wurde der polnische Staatsanwalt zitiert, der die Ansicht vertrat, daß die Hauptschuld der Wachmannschaft nicht im Sadismus, sondern in der Gleichgültigkeit zu erblicken

sei. Die meisten Angehörigen der Wachmannschaften waren, so sagte der Staatsanwalt, keine Sadisten; nur konnten sie sich die Gefangenen (die bis auf Haut und Knochen abgemagerten Juden und Zigeuner) nicht als normale Männer und Frauen, wie sie selbst vorstellen. Als ich im Taxi darüber nachdachte, kam ich zu dem Ergebnis, daß das eigentliche Verbrechen des Mannes, dem ich gerade begegnet war, darin bestand, daß er eine Frau nicht als menschliches Wesen wie sich selbst betrachtete, sondern als ein Objekt, in das er eindringen und das er verletzen wollte. Ich weiß, das ist nicht »scharfsinnig« (wie Schwester Marie-Thérèse zu sagen pflegte), aber so kam es mir im Augenblick vor, und der perverse Mann auf der Straße brachte mich auf Jimmy, der mich zu lieben glaubte, aber immer »Du bist schön, ich will dich haben« sagte, als wäre ich ein neues Auto, das er seinen Freunden gern vorgeführt hätte. Und während das Taxi sich durch den Verkehr zwängte, kam ich zu dem Schluß, daß Jimmy mich nicht liebte, daß er einfach ein Gesicht und einen Körper haben wollte, die zufällig mir gehörten. Natürlich, ich weiß, auch das ist nicht »scharfsinnig«, aber das fiel mir eben im Taxi ein. Ich war in einer depressiven Phase. Und in meiner depressiven Phase sind alle Dinge schwarz und weiß.

Und trotzdem. Es gibt keine logische Erklärung, weshalb meine Depression wich, als das Taxi vor unserem Apartmenthaus hielt und Harold, der Pförtner, in flaschengrüner Livree, weißem Hemdkragen und sauberen weißen Handschuhen auf den Bürgersteig hinaustrat und mit seinem höflichen und fröhlichen »Guten Morgen, Mrs. Lavery« die Wagentür aufriß. Ich entlohnte den Fahrer, und Harold schritt voraus, um mir die gläserne Eingangstür aufzuhalten. Er sagte, er habe ein Päckchen für

mich, und ging in seinen kleinen Raum, um es zu holen. Ich wartete in der freundlichen Halle, in der in einer Nische die Reproduktion eines T'ang-Pferdes diskret angestrahlt wird und in einer anderen ein marmorner Wandtisch mit einer weißen Vase voller flammenfarbener Gladiolen steht; wieder einmal war ich von der Gepflegtheit des Hauses so beeindruckt, daß ich mir sagte, die Mädchen, mit denen zusammen ich die Schule besucht hatte, müßten mich um diese Umgebung beneiden. Ich mußte an meine Schulzeit denken, weil ich durch die Glastür der Eingangshalle einen dicken kleinen Jungen sah, der draußen auf dem Bürgersteig stand und einen Pudel und einen Spürhund an der Leine führte und mir dabei zuzuwinken schien. Ich lächelte ihm zu (wer war das nur?), und da zerpte er auch schon an seinen beiden Hundeleinen und kam zur Tür herein. Er trat auf mich zu.

»Hallo, Mrs. Bell.«

»Hallo.« (Wer *war* das nur?)

»Wie geht's Bell? Ich meine Pete.«

Ich sagte (wieheißterbloß, wieheißterbloß), danke, Pete gehe es sehr gut.

Wanausek. Ich erinnerte mich, daß ich mit der Aussprache des Namens stets Mühe gehabt hatte. Es überraschte mich immer, wie flüssig der Name über Petes kindliche Lippen glitt. New Yorker Jungen, die eine Privatschule besuchen, haben die Angewohnheit, sich gegenseitig beim Nachnamen zu nennen. Pete und Wanausek waren Klassenkameraden, als Hat und ich in der East 13th Street wohnten.

»Geht er noch immer auf die Lawrence?« wollte Wanausek wissen.

Ich sagte, ich glaubte schon (obwohl ich nicht weiß, wo



er sich aufhält), und sowie ich »glaubte« sagte, sah ich, daß Wanausek mich mit einem veränderten Ausdruck anschaute, wie das Kinder bisweilen tun, wenn ihre kindlichen Körper plötzlich von der Persönlichkeit eines Erwachsenen besessen zu sein scheinen, mit dem sie in engem Kontakt stehen. In Wanauseks Fall mußte der unbekannte Doppelgänger ein Schullehrer sein, denn jetzt zog er, die Gesten eines Zuchtmeisters in mittlerem Alter nachahmend, die unglücklichen Hunde zu sich heran und fragte mich mit durchdringendem Blick und kritischer Kläffstimme: »Was ist? Ist Bell, ich meine Pete, nicht mehr bei Ihnen?«

Ich sage nein. Ich sagte: »Petes Vater und ich haben uns scheiden lassen.«

»Oh.« Er sah einen Augenblick lang vor sich auf den Boden, ein strenger kleiner Schulmeister, der sich die Entschuldigung eines Schülers durch den Kopf gehen läßt. Dann: »Sie sind nicht Bells richtige Mutter, nicht wahr?«

»Nein.«

»Oh.« Er nickte. Entschuldigung akzeptiert. »Na ja«, sagte er, »bestellen Sie ihm einen Gruß von mir, wenn Sie ihn mal sehen.«

»Das will ich gern tun.«

»Ich heiße Wanausek. Dick Wanausek.«

»Ja, ich weiß.«

Er glaubte mir nicht. Warum sollte er auch, mit so einem Namen. »Wanausek«, wiederholte er und zerrte die geplagten Hunde an sich. »Auf, Hugo, auf, Rochester. Gehen wir.« Und er ging mit den Hunden gerade in dem Augenblick hinaus, als Harold mit einem Päckchen zurückkam – es war das Lily-Daché-Badeöl, das ich bei Bloomingdale bestellt hatte. Ich bedankte mich bei Harold